Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

473 (10.10.1900) Badisches Museum, Nr. 81

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 81. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **10. Oktober. 1900**

Ueber elektrisches Kochen.

Von Dr. R. Bürner.

Das elektrische Heizen und Kochen hat bei den Fachleuten in den letzten zwei bis drei Jahren eine erhöhte Beachtung gefunden und die Zahl der Systeme, die in der Praxis in größerem Umfange Eingang gefunden haben und sich je nach dem Verwendungszwecke auch gut bewähren, dürfte gegenwärtig auf ein halbes Dutzend angewachsen sein. Es soll nun nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die verschiedenen Systeme zu beschreiben, ihre Vorzüge und Nachteile gegeneinander abzuwägen, wir wollen vielmehr versuchen, das große Publikum über die Kosten und Annehmlichkeiten des elektrischen Kochens und Heizens in gemeinverständlicher Weise aufzuklären. Wir glauben, daß diese Aufgabe eine dankbare ist, denn es herrschen diesbezüglich noch so große Vorurteile, gepaart mit einer gewissen Ungläubigkeit den sachmännischen Aufklärungen gegenüber, daß man hierin den Hauptgrund für die noch immer verhältnismäßig geringe Einführung der so überaus angenehmen elektrischen Koch- und Heizapparate erblicken muß. Gewöhnlich heißt es: „Die Anschaffungskosten für diese Apparate sind viel zu hohe. Wie kann man für einen einfachen Kochtopf 20 bis 30 M. zahlen, während ein gewöhnlicher Topf für 1 bis 2 M. zu haben ist; oder gar eine Kaffeemaschine für 30 bis 40, eine Theemaschine für 25 bis 30 M.? Das ist horrend, unerschwinglich! Und dazu noch die Kosten des elektrischen Stromes!“

Wir wollen die Beantwortung der Frage über den hohen Anschaffungspreis vorläufig zurückstellen, bis wir festgesetzt haben, wieviel das Kochen einzelner Gerichte thatsächlich kostet; kommen wir dabei zu günstigen Resultaten, so dürfte der andere Einwand nicht mehr so schwer ins Gewicht fallen.

Um ein Liter Wasser von Zimmertemperatur bis zum Sieden zu erhitzen, sind etwa 100 Wattstunden elektrischer Energie erforderlich; es ergiebt dies bei einem Strompreise von 60 Pf. pro Kilowattstunde eine Ausgabe von 6 Pf. Man kann also kochendes Wasser, genügend für fünf Tassen Kaffee oder Thee, sich für 6 Pf. beschaffen, zu zwei Tassen natürlich für entsprechend weniger Geld. Hinsichtlich der Milch gilt das Gleiche; das Kochen einer Tasse hiervon kostet also 2 bis 3 Pf. Alles dies, wohl gemerkt, unter der Voraussetzung emes Strompreises von 60 Pf. für die Kilowattstunde. Wird der Tarif für Kraftstrom angewandt — und der zum elektrischen Kochen und Heizen verwendete Strom fällt in diese Gattung — so kommen nicht mehr 60 Pf., sondern in den meisten größeren Städten Deutschlands 20 Pf. und weniger für die Kilowattstunde in Betracht. Der Kostenaufwand verringert sich hiernach auf etwa 1 Pf. für die Tasse Thee, Kaffee oder Milch. Man rechne sich dies nun auf ein Jahr aus und man wird finden, daß ein elektrisch zubereitetes Frühstück auch für Leute mit kleinem Geldbeutel keineswegs als ein Luxus angesehen werden kann. Diese geringen Kosten werden uns noch mehr auffallen, wenn wir denselben die heutigen Ausgaben für die Kohlenfeuerung in der Küche gegenüberstellen. Die wenigsten Hausfrauen werden sich hierüber selbst genaue Rechenschaft geben können, da eine Trennung von dem für Ofenheizzwecke verwendeten Brennmaterial schwer durchzuführen ist und Centralheizungen noch in verhältnismäßig wenigen Privathäusern eingeführt sind. Immerhin haben wir aus verschiedenen, uns zur Verfügung gestellten Angaben entnehmen können, daß für Küchenzwecke pro Person und Jahr 20 bis 30 Zentner Kohlen und 3 bis 4 Zentner Tannenholz gebraucht werden, was bei den heutigen Kohlen- und Holzpreisen (1.55 bezw. 2.10 M. pro Zentner) einer Ausgabe von 33 bis 46.50 bezw. 6 bis 8 M., zusammen 39 bis 55 M. pro Jahr oder 3 bis 4.50 M. pro Monat entsprechen würde.

Nachdem wir gesehen haben, wieviel die elektrische Zubereitung des Frühstücks kostet, wollen wir noch untersuchen, wieviel die Hauptmahlzeiten elektrisch zubereitet kosten mögen. Ueber diese Frage liegen Erfahrungen bei einer Reihe von Haushaltungen vor, aus denen hervorgeht, daß für eine bürgerliche Küche bei einem Strompreise von 20 Pfg. etwa 3.50 bis 4.50 M. pro Kopf und Monat, also 42 bis 54 M. pro Jahr für elektrischen Strom ausgegeben werden. Unter einer bürgerlichen Küche verstehen wir: warmes Frühstück, Mittagessen (Suppe, eine Fleischspeise mit Gemüse und Kartoffeln, hier und da auch eine süße Speise), zum Abendessen zwei bis dreimal in der Woche ebenfalls kleine warme Gerichte. Vergleichen wir diese Ziffern mit unseren Kohlenpreisen, so finden wir, daß die Zahlen für unseren Nachweis überaus günstig sprechen; sie schwanken mehr oder weniger, je nachdem die Strom- und Kohlenpreise eine größere oder geringere Differenz aufweisen. Der oben eingesetzte Strompreis von 20 Pfg. für die Kilowattstunde kommt u. a. für folgende Städte in Betracht: Mannheim, Hamburg, Hannover, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg und Straßburg. In einzelnen Städten, wie Berlin (12), Wiesbaden (15), Aachen (18), ist er etwas niedriger, in anderen, wie Darmstadt, Dresden und Würzburg, etwas höher (25); im allgemeinen dürfte aber der Durchschnittssatz mit 20 Pf. anzunehmen sein.

Ganz außer Acht gelassen haben wir bisher den Einfluß, den das elektrische Kochen auf sozialem Gebiete auszuüben berufen ist. Jede Hausfrau und jeder Ehemann kennen die Dienstbotenmisère aus eigener Erfahrung, ohne daß es bisher gelungen wäre, eine wirksame Abhilfe zu schaffen. Leider ist es Thatsache, daß es immer schwerer wird, gute Dienstboten zu bekommen, daß die Ansprüche immer größere, die Leistungen immer geringere werden, und daß die Mädchen lieber in die Fabrik gehen, als sich der Ordnung eines geregelten Haushaltes fügen. Das elektrische Kochen und Heizen dürfte nun insofern für manche Hausfrau mit Freude aufgenommen werden, als eine thatsächliche Ersparnis an Arbeit, und zwar gerade an unangenehmer Arbeit, damit erreicht wird. Das lästige Kohlentragen hört auf. Jede Hausfrau weiß, was das bedeutet, geben sich doch „feinere Mädchen“ schon längst nicht mehr hierzu her, während diejenigen, welche noch nicht in diese Kategorie eingerückt sind, das „Kohlenschleppen“ allenfalls bis zum ersten oder zweiten Stock, jedoch keinesfalls in höhere Stockwerke übernehmen wollen. In vielen Fällen müssen also Männer, gegen Bezahlung natürlich, für diesen Zweck verwendet werden. Es kommt weiter die Ersparnis hinzu, die durch den Wegfall des Feueranmachens erzielt wird; jetzt muß für das kleinste Gericht, das man außer der gewöhnlichen Essenszeit benötigt, der Herd angesteckt werden. Häufig wird das Feuer auch viel zu lange unterhalten und es findet eine Vergeudung an Heizmaterial statt, gegen die man sich kaum zu schützen vermag. Unangenehm wird ferner die Hitze empfunden, die bei der Kohlenfeuerung heutzutage in der Küche herrscht und manche Hausfrau abhält, sich der Küche so zu widmen, wie sie es gern möchte oder wie es selbst durch ihre pekuniäre Lage geboten erscheint. Die elektrische Küche verursacht dagegen fast gar keine Hitze, denn die in den Apparaten erzeugte Wärme geht fast ganz auf die Speisen über. Die elektrische Küche bedarf deshalb auch keines Kochherdes, es genügt ein einfacher Holztisch, der mit Wachstuch oder dergleichen überzogen sein kann. Die Reinhaltung der Küche selbst ist eine ungleich einfachere; den Schmutz, der durch die Kohlen oder durch Rauch und Ruß erzeugt wird, kennt die elektrische Küche nicht. Es stellt dies eine garnicht unbedeutende Ersparnis dar, die sich in Zahlen natürlich schwer ausdrücken läßt. Die Reinigung des Herdes und des Kamines fällt natürlich auch fort, die der Töpfe ist wesentlich einfacher, da letztere nicht durch das Feuer geschwärzt werden. Man ersieht hieraus, daß das elektrische Kochen eine ganze Reihe von Ersparnissen mit sich bringt, die ziffermäßig nicht ausgedrückt werden können, die jedoch in Berechnung gezogen werden müssen, wenn es sich um einen Vergleich zwischen den beiden Systemen in pekuniärer Hinsicht handelt.

Wenn wir oben gesagt haben, daß das elektrische Kochen die Dienstbotenmisère zu mildern in der Lage ist, so wird man uns nach unseren Ausführungen Recht geben. In vielen Fällen wird die Ersparnis an Arbeit eine so große sein, daß eine Arbeitskraft entbehrlich werden wird. Hierin liegt nun das wirtschaftliche Moment! beschränkte Inanspruchnahme der sog. dienenden Klasse und dadurch Freiwerden von Kräften für andere Zwecke; größere Bewegungsfreiheit und, wie wir vielleicht sagen dürfen, größere Freude am eigenen Haushalt. Wie manche alleinstehende Dame wird es vorziehen, für die Folge das einfache Essen selbst zu kochen; wie mancher Junggeselle wird seinen Kaffee oder Thee selbst zubereiten, anstatt auf den mehr oder weniger guten Willen seiner Haushälterin angewiesen zu sein!

Was nun die Kosten der Apparate anbetrifft, so stellt sich der Preis für die notwendigsten Apparate, welche für eine Küche von 4—6 Personen erforderlich sind, auf 180—210 M. Die Einrichtungskosten für die elektrische Leitung, Schalttafel u. dgl. dürften mit 40 M. anzusetzen sein. Es ist dies ja immerhin eine nicht unbeträchtliche Summe, aber schließlich doch nur eine einmalige Ausgabe und unter Berücksichtigung der vielen indirekten Ersparnisse, sowie der gebotenen großen Annehmlichkeiten ein Anlagekapital, das sich sehr gut verzinst und für viele Bevölkerungsklassen gewiß nicht unerschwinglich ist.

Es möge noch erwähnt sein, daß die Handhabung der elektrischen Kochapparate keinerlei Schwierigkeiten bietet und von jeder halbwegs intelligenten Köchin ausgeübt werden kann. Für größere Betriebe, namentlich für Küchen in Restaurants und Hotels, dürften Herde mit elektrischer Einrichtung den elektrischen Einzelapparaten vorzuziehen sein.

Sollte es uns gelungen sein, dem elektrischen Kochen einige neue Anhänger erworben und Denkende von der diesem System zukommenden Bedeutung überzeugt zu haben, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt. Eine rasche Umwandlung in den seit Generationen bestehenden Kücheneinrichtungen wird bei dem konservativen Sinne unserer Hausfrauen auch der optimistisch Veranlagte nicht erwarten dürfen, erst ein allmähliches Versuchen mit dem einen oder anderen Apparate wird dazu führen, der Elektrizität auch in der Küche das Feld zu erobern.

Durch die „Platte".

Humoreske nach dem Englischen von Sophie Spiegel.

„Also es bleibt bei dem, was ich gesagt habe," beendete der alte Herr Brauer das Gespräch mit dem jungen, ihm gegenübersitzenden Herrn, „Sie mögen meinetwegen Gertrud so oft Sie wollen besuchen, ich lege Ihnen kein Hindernis in den Weg. Aber ehe das Mädchen zwanzig Jahre alt ist, dürfen Sie ihr weder von Ihrer Liebe sprechen noch schreiben, geben Sie mir Ihr Wort darauf."

Was blieb Hans Arnold weiter übrig? Wollte er den Gegenstand seiner Neigung nicht ganz verlieren, so mußte er wohl in die schwere Bedingung einwilligen. Schließlich würde die Zeit ja auch herumgehen; achtzehn konnte Trudi nicht ewig bleiben! Mit ziemlich gemischten Gefühlen, schwankend zwischen Freude und Schmerz, legte er seine Hand in die ausgestreckte des alten Herrn, der sich schmunzelnd erhob. Alles war zur Zufriedenheit geordnet und er konnte auf seinen Lorbeern ausruhen!

Leider fand Hans Arnold nur zu bald heraus, daß er sich zuviel zugetraut hatte. Es war allerdings reizend, so ungeniert im Hause aus- und eingehen zu dürfen, und das liebe Geschöpf so oft als es nur anging, zu sehen — seiner Herzensruhe ward das auf die Dauer aber immer weniger zuträglich. Nur zu bald machte er die unliebsame Entdeckung, daß die großmütige Erlaubnis des Schwiegervaters in spe weit mehr versprochen hatte als sie enthielt. Vor allen Dingen war er nicht der einzige junge Mann, der das Mädchen besuchte, und da Gertrud sehr schön, sehr liebenswürdig und sehr vermögend war, fehlte es ihr nicht an Bewerbern. Hans fing an, in einem fortwährenden Zustand wechselnder Eifersucht und Angst zu leben. Wie, wenn einer ihrer Verehrer klüger war als er und die Tochter erst und den Vater nachher um ihre Hand bat. Oh, der Dummkopf, der Esel, der er doch gewesen war! In seinem aufgeregten Zustand kam es ihm vor, als nähme die heimlich Geliebte überhaupt kein Interesse mehr an ihm, als behandle sie ihn kühler von Tag zu Tag. Es war kaum mehr zu ertragen, und er überlegte allen Ernstes, ob er nicht eine Reise um die Welt machen und sich so die noch übrige Wartezeit verkürzen solle. Da war er also nun glücklich auf dem Punkt angelangt, auf den die kluge Frau Brauer gerechnet hatte, als sie ihrem Gatten die Weisung gegeben, seine Bedingungen zu stellen!

„Gertrud ist eigensinnig und impulsiv," hatte sie ihm erwidert, nachdem er davon gesprochen, Arnold fürs erste das Haus zu verbieten. „Wenn Du ihn von ihr fernhältst, bildet sie sich sofort ein, sie sei in ihn verliebt. Sage ihm einfach, sie wäre noch zu jung und ihre Erziehung noch nicht vollendet, er solle sich nicht übereilen und ihr nicht von seiner Liebe sprechen. Wer weiß, zwei Jahre sind eine lange Zeit, bis dahin können beide ihre Gefühle geändert haben. Ist das aber nicht der Fall und sie sind sich noch gut, dann ist es noch immer früh genug, an eine Verbindung zu denken."

So waren wieder einige Wochen vergangen. Hans, des Wartens müde, hatte den Gedanken der großen Reise endgültig aufgegeben und beschlossen, seine Taktik zu ändern. Es gährte und kochte in ihm! Wohl hatte er sein Wort verpfändet, Gertrud nicht von Liebe zu sprechen oder zu schreiben, von einem Antrag war aber nicht die Rede gewesen. War es denn nicht möglich, einen Antrag zu stellen, ohne ihn in liebeskranke Worte zu kleiden? Es mußte gehen, er mußte den Versuch machen, und das so bald als möglich. Wenn die Dinge sich so weiter abspielen, wurde er zuletzt noch verrückt. Nun also aufgepaßt auf die erste sich darbietende Gelegenheit.

Bis diese kam, dauerte es ziemlich lange. Frau Brauer, die eine sehr feine Nase hatte, schien instinktiv zu fühlen, daß Arnold etwas im Schilde führte. Keine Sekunde ließ sie ihre Tochter aus den Augen, und dem verzweifelten jungen Mann bot sich kein Moment des ungestörten Zusammenseins mit der Geliebten. Selbst wenn sie gemeinschaftliche Aufnahmen machten — sie waren beide begeisterte Amateurphotographen — wurde Gertrud stets von ihrem Bruder Ernst, einem verzogenen vierzehnjährigen Tertianer, dem Liebling seiner Mutter, der ebenfalls von der Photographiermanie befallen war, begleitet. Und doch gelangte Arnold durch einen photographischen Prozeß endlich ans Ziel seiner Wünsche. Es war an einem Sonntag nachmittag und er arbeitete gerade mit seinem neuesten Objekt, als ihm die Idee kam. Sorgfältig druckte er eine kurze Notiz auf durchsichtiges weißes Papier und befestigte dieses an einem Fenster — die rechte Seite auf der Scheibe. Dann zog er mit einem Kohlenstift die Zeichen kräftig nach und steckte den Bogen, noch immer die falsche Seite nach außen, an der Zimmertapete mit einigen Nadeln fest. Nun nahm er seinen Apparat und photographierte das Gedruckte — von hinten. Dies that er, weil Buchstaben, wenn sie auf die gewöhnliche Weise photographiert werden, ein Negativ ergeben, auf dem die Seiten vertauscht sind. Erst beim Drucken kommen sie wieder in ihre richtige Lage. Und in diesem Negativ wurzelte Arnolds ganzes Interesse.

Am folgenden Abend suchte er Gertrud auf und brachte ihr die Platte. Erfreut, entzückt rannte das ahnungslose Mädchen hinauf in seine kleine Dunkelkammer, um sie sofort zu entwickeln. Hans hatte ihr sein Verfahren erklärt und meinte, sie würde die Sache noch besser verstehen, wenn sie das Negativ selbst entwickele. Der Herzschlag setzte ihm aus, als Ernst plötzlich aufsprang und seine Schwester begleiten wollte, um ihr bei der Arbeit zu helfen. „Grundgütiger Himmel, steh mir bei", flehte der junge Mann in Todesangst und grub seine Fingernägel in seine Handflächen, daß sie bluteten.

Hatte Gertrud etwas gemerkt? Erriet sie an seinem blassen Gesicht, an seinen Augen, die bittend die ihren suchten, daß nicht alles in Ordnung war? Jedenfalls kam sie ihm zu Hilfe und riß ihn aus der Gefahr.

„Nein, Ernst, ich kann Dich nicht brauchen, bleibe hier", sagte sie sanft aber entschieden, „Du machst mich nur nervös, wenn Du bei mir herumhantierst." Und ehe der Junge erwidern konnte, war sie schon davon und in ihrer Dunkelkammer verschwunden.

Mit pochendem Herzen, mit fiebernden Sinnen verharrte Hans Arnold auf seinem Platz. Er mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um die nichtsahnende Mama zu unterhalten und sie nichts von dem Aufruhr, der in ihm tobte, merken zu lassen.

Unterdessen stand Gertrud zitternd und bebend in ihrem Kämmerchen.

„Entwickeln Sie mit Hydrochinon-Metol", hatte ihr Hans nachgerufen, als sie mit der kostbaren Platte davongeeilt war, und diesen Entwickler hatte sie denn auch sorgfältig zusammengesetzt. Zwei- oder dreiminutenlang bewegte sie die kleine Schale hin und her, dann hielt sie die Platte gegen die rote Lampe. Schwarz und weiß erscheint auf einem Negativ verkehrt, die Botschaft, die ihr also jetzt entgegenstarrte, hob sich in glänzend weißen Buchstaben von ebenholzfarbigem Hintergrund ab. Sie lautete folgendermaßen:

„Geliebtes Mädchen. Willst Du meine Frau werden? Hans Arnold."

Sie wurde rot und blaß, während sie die Worte las, die Kniee wankten ihr und sie mußte sich setzen. Etwa zehn Minuten verharrte sie unbeweglich, dann hob sie das Köpfchen und in ihren Augen schimmerte es feucht. Ein schelmisches Lächeln auf den Lippen, trat sie kurz darauf bei ihrer Mutter ein und bat Hans um Verzeihung, daß sie die kostbare Platte zerbrochen habe. Ob durch Zufall oder mit Absicht, konnte er nicht erraten.

Er wurde rot bis unter die Stirnhaare, und Frau Brauer, die seine Enttäuschung dem Verlust des Negativs zuschob, erteilte ihrer Tochter einen sanften Verweis.

„Wie unvorsichtig von Dir, mein Kind", sagte sie strafend, „wer weiß, welche Mühe sich Herr Arnold mit der Platte gegeben hat. Kannst Du Dein Versehen nicht durch irgend etwas gut machen?"

„Ich will es versuchen, Mütterchen," entgegnete Gertrud und

wandte ihr erglühendes Gesicht von der alten Dame weg und dem jungen Mann zu, „ich weiß nur nicht recht, wie. Selbst wenn ich den Versuch noch einmal wagen sollte, möchte ich ihn kein zweites Mal unternehmen. Vielleicht, daß wir ihn mit einem anderen kleinen Kunstwerk versöhnen könnten."

Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat sie an eine Etagère, auf der zwei Gipsfiguren standen, die beide eine Inschrift trugen. War es Zufall oder Absicht? Als sie dem jungen Mann mit leisbebender Hand die eine reichte, deutete ihr kleiner Zeigefinger auf die Worte: „Ich will!"

Unsere Tauben.

Humoreske von Karl Murai.

Wie es kam, weiß ich eigentlich selbst nicht, genug, eines Tages begann ich mich nach Tauben zu sehnen, und beschloß, mich mit Taubenzucht zu befassen. Ich brachte meinen Plan auch vor meiner Frau zur Sprache und sagte mit einer gewissen Weichheit:

„Wir setzen uns hinaus auf die Veranda, gegenüber dem kleinen Hause, dessen Dach die Tauben bevölkern. Wir ergötzen uns an dem Taubengirren und an der Taubenliebe. An der Taubenliebe, die nicht ihres gleichen hat, und an dem Taubengirren, das auch als Liebeslied gelten kann. Wir werden hundert Tauben haben, und alle hundert werden von Liebe reden."

„Na, Dir können sie genugsam reden", bemerkte meine Frau etwas spöttisch. Dann aber wehrte sie sich mit Händen und Füßen gegen jedwede Taube, denn sie wußte nur von ihnen, daß sie die Dächer ruinieren und kleine bissige Tierchen verbreiten.

Als ich ihre Abneigung sah, begann ich andere Saiten anzuschlagen, aber vergeblich, denn sie wollte von den Tauben überhaupt nichts wissen. Die Kinder ergriffen natürlich meine Partei und verlangten Tauben, was aber nicht gut war, denn ihre Mama verlor schließlich die Geduld und prügelte sie tüchtig, indem sie, „hier hast Du Tauben, da hast Du Tauben", sagte und schließlich mit einem spanischen Rohre in der Hand die Schlußfrage an sie richtete: „Wollt Ihr noch mehr Tauben?"

Am Ende des vorigen Monats begann sie jedoch nachzusinnen. Die Geschichte kam so, daß ihr das Geld ausging und sie dies einzugestehen gezwungen war, ich glaube deshalb, weil sie ohne dies Geständnis weder das Mittag- noch Abendessen zu kochen im stande gewesen wäre.

„Nun, siehst Du," sprach ich da, „das kommt davon, wenn man keine Tauben im Hause hat."

„Und wenn wir welche hätten, was wäre dann?"

„Was da wäre? Wir hätten eine schmackhafte Taubensuppe, hätten gefüllte Tauben, hätten Taubenklein. Wenn Du kein Geld ausgeben wolltest, würdest Du einige Tauben herunterholen und das prächtige Essen wäre fertig."

Die Kinder, die bei unserem Gespräche zugegen waren, erhoben mit außerordentlicher Lebhaftigkeit Einsprache gegen die Taubenschlächterei und erklärten, daß sie lieber Hungers sterben, als Tauben essen. Während sie wehklagten, berechnete meine Frau wahrscheinlich, wie viel sie durch die Taubenbraten ersparen könnte. Die Berechnung mochte keinesfalls schlecht ausgefallen sein, denn sie meinte plötzlich:

„Nun, wenn Du gar so große Lust hast, Dich am Taubengirren zu ergötzen, so schaffe Tauben an. Du bist der Herr im Hause und es geschieht, was Du willst. Ich schweige und füge mich in alles. Du wirst aber gut thun, wenn Du größere Arten kaufst, denn von den Kleinen sind selbst zwei Paar zu wenig für eine gute Taubensuppe."

Andern Tags war ich schon zeitig früh am Taubenmarkt und ließ mich mit einem alten geriebenen Taubenhändler ins Gespräch ein, der, als er sah, daß er es mit einem Unerfahrenen zu thun hatte, überraschende Dinge zu berichten wußte. Er erzählte, daß die Tauben immer seltener werden und im Werte sehr steigen. Wenn der Krieg ausbricht, zahlt man für jede Taube zehnfachen Preis, denn die Korrespondenz wird durch sie vermittelt. Er erzählte, daß seine Tauben einer weltberühmten Art entstammen und daß er dem russischen Zar vorige Woche fünfzig Stück sandte und für fünfzig Stück fünfhundert Rubel erhielt.

Sodann zeigte er mir einzeln seine Tauben, unter denen sich auch eine solche befand, die fünfzehnmal den ersten Preis gewann und die aufgrund einer Urkunde mit Recht den Titel eines Weltchampion führen könne.

Das Resultat seines Vortrags war, daß er mir drei Paar Tauben größerer Art an den Hals hing und für diese zwölf Gulden forderte, mit der Bedingung, daß ich ihm von den Jungen vier zu zehn Gulden per Stück zu verkaufen verpflichtet sei. Diese Bedingung betäubte mich ganz, und ich schloß den Handel ab.

Die drei Paar Tauben riefen zu Hause riesige Sensation hervor. Das eine Kind wollte, daß man sie in einen Käfig sperre. Das andere verlangte, daß sie mit ihm schlafen. Das dritte wollte sie im Zimmer behalten, das vierte rückte mit dem Verlangen hervor, daß wir alle ausstopfen lassen mögen.

Die Tauben waren eine Woche lang im Taubenschlag, und ich war überzeugt, daß sie sich während dieser Zeit völlig angewöhnt haben. Am achten Tage ließen wir sie hinaus, und zwar mit einer gewissen Feierlichkeit, die mit Vesperbrot verbunden war. Der Ausflug gelang wunderbar. Zuerst flog das erste Paar hinaus, dann das zweite, endlich das dritte. Nach dem Ausflug kreisten alle sechs über dem Hause, aber nur kurze Zeit, denn dann flogen alle in einer Richtung pfeilschnell davon.

Eine Zeit lang warteten wir, daß sie zurückkommen, da sie sich aber nicht wieder zeigten, begann ich zu pfeifen. Ich pfiff wie die Taubenhändler, aber ohne Resultat. Nachmittags um vier Uhr begann ich zu pfeifen und abends um acht Uhr pfiff ich noch immer, obwohl es mir schon sehr schwer fiel, da mir der Hals anzuschwellen begann.

„Pfeife nur noch", sprach meine Frau.

„Papa, pfeife", ermunterten mich die Kinder.

Das Verlangen erfüllte ich so gut ich konnte, obwohl mir die Augen vor Anstrengung aus dem Kopfe zu treten drohten, und das war eine Thorheit, denn abends um zehn Uhr mußten wir zum Arzt schicken, der mir ein nasses Tuch um den Hals wickelte und mir das Pfeifen energisch untersagte, obwohl dieses Verbot ziemlich überflüssig war.

Die Tauben freilich kehrten nicht wieder zurück, obwohl, wie ich später erfuhr, auch meine Frau ab und zu in den Hof ging und zu pfeifen versuchte.

Meine Freunde, denen ich den sonderbaren Fall mitteilte, gaben ihrem Verdachte Ausdruck, daß die Tauben zu dem alten geriebenen Taubenhändler zurückgeflogen seien, der ein Paar Tauben zehnmal verkauft. Ich ging also zu ihm und gab dem Verdachte Ausdruck. Daraufhin erklärte der Alte auf sein Ehrenwort, daß ich ihn unschuldig verdächtige, denn die Tauben seien nicht zu ihm zurückgekommen.

Mein Fall war übrigens von erschütternder Wirkung auf ihn und er fürchtete für seinen Geschäftsruf. Damit ich ihn also nicht in schlechten Ruf bringe und er seine Unschuld dokumentiere, machte er mir den Vorschlag, daß er mir zu halbem Preise Tauben zur Verfügung stelle. Er verliert zwar dabei — sagte er traurig — aber seine Ehre bleibt unberührt.

Die drei Paar Tauben, die ich also jetzt zu halbem Preise von ihm kaufte, glichen in wunderbarer Weise den Verschwundenen, und ich hätte auch vielleicht schwören können, daß es dieselben seien. Der Alte bemerkte, daß ich mißtrauisch bin und beruhigte mich damit, daß diese die leiblichen Geschwister jener seien und daß die Aehnlichkeit daher rühre.

Als ich die frisch gekauften Tauben nach Hause trug und zeigte, schlug meine Frau die Hände zusammen und fragte:

„Wo hast Du sie entdeckt? Wo hast Du sie gefunden?"

Ich antwortete, daß sie mir der Taubenhändler zurückgegeben, und verriet ihr bis heute nicht, daß ich sie zum zweiten Male gekauft habe.

Jetzt hielten wir die Tauben volle drei Wochen eingesperrt, aber sie gewöhnten sich auch jetzt nicht. Sie flogen wieder fort und wir erwarteten sie wieder vergeblich zurück. Diesmal pfiff ich jedoch nicht mehr und so hatte ich mit dem Arzte nichts zu thun.

Nicht lange darauf kam ich mit einem Taubensachverständigen zusammen, der mir erklärte, daß der alte Taubenhändler im ganzen vierundzwanzig Tauben besitze und daß er von diesen vierundzwanzig Tauben lebe, da diese immer wieder zu ihm zurückkehren und ihren altgewohnten Platz einnehmen. Dieser Sachverständige erteilte mir auch den Rat, junge Tauben zu kaufen, die kaum fliegen können und die getreu im Taubenschlage bleiben.

So geschah es, daß ich diesmal junge Tauben zum Füllen kaufte und diese in den Taubenschlag plazierte. Diese Vögel nährte ich nach den Anweisungen des Sachverständigen und ließ sie nach zwei Wochen, wieder in Verbindung mit einer Vesperbrotfeierlichkeit, frei.

Die junge Tauben trauten sich eine Weile lang nicht zu fliegen, aber langsam wurden sie kühner und mit einem Male befanden sie sich auf dem Hausdache, wo sie zu girren und zu liebeln begannen.

Wir klatschten lebhaft Beifall, und unsere Herzensfreude war sehr groß, da wir ganz entschieden konstatieren konnten, daß sich die Tauben angewöhnt haben und dort verbleiben. Unsere Freude dauerte im ganzen eine Stunde lang um sich dann in Traurigkeit zu verkehren. Der Himmel umwölkte sich nämlich schnell und es begann zu regnen. Es war ein kalter herbstlicher Regen, der die jungen Tauben durchnäßte, sodaß sie den Weg zu iherm Neste nicht fanden und sich frierend aneinander schmiegten. Von ihrem zarten Gefieder konnte der Regen nicht recht abfließen, und so durchnäßten die schwachen Federn sehr schnell und wurden untauglich zum Fliegen.

„Mein Gott, mein Gott," sprach meine Frau, „was wird mit ihnen geschehen. Wenn sie am Dache bleiben, frißt sie die Katze."

„Papa, bitte pfeife," schrieen die Kinder, die da glaubten, daß die Tauben durch das Pfeifen trocknen und in den Taubenschlag zurückkehren werden.

Ich war mir damals des Uebelstandes bereits bewußt, aber ich

pfiff dennoch; so verlockend, so versprechend und so traurig pfiff ich, daß es uns allen zu Herzen ging. Die armen, durchnäßten Taubenjungen waren gerührt und antworteten mit klagender, weinerlicher Stimme, aber fliegen konnten sie dennoch nicht.

Der Regen wollte kein Ende nehmen und die Dämmerung nahte mit Riesenschritten. Die Kinder heulten bereits aus vollem Halse, und meine Frau trocknete sich gleichfalls die Augen, in Gemeinschaft mit der Köchin, die fortwährend betonte, daß es doch besser gewesen wäre, die Tauben zu füllen und zu braten.

Zur Zeit der allgemeinen Rührung, des Bedauerns und des Weinens rief ich aus:

„Gebt mir eine Tasche und eine Leiter!"

Die Leiter brauchte ich, um auf das Hausdach zu kriechen, die Tasche aber, um die durchnäßten Tauben hineinzulegen.

Meine Frau war zwar dagegen und fragte, ob ich nicht um meinen Hals zittere, aber ich hängte mir trotzdem die Tasche um und kletterte auf das Dach. Vor Gefahr fürchtete ich mich nicht im geringsten, da die Köchin im Auftrage meiner Frau sich unter die Traufe stellte und die Schürze aufhielt, damit, falls ich stürzen sollte, ich in die Schürze falle.

Die kleinen Tauben waren so durchnäßt, daß sie sich nicht zu rühren vermochten und sehr schnell in meiner Tasche waren. Die letzte holte ich vom Giebel des Daches herunter. Vom Giebel, woher ich aber nicht mehr herunter konnte, da der Weg am Dache fürcherlich glatt war.

„Nun? Kommst Du nicht?" fragte meine Frau.

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Es ist die reine Unmöglichkeit," gab ich traurig und in großer Verzweiflung zur Antwort, da ich nicht wußte, ob ich überhaupt jemals von dem Dache hinuntergelangen würde.

Es regnete natürlich weiter fort, ja, noch mehr als früher, und ich saß in diesem Regen hoch oben auf dem Dachgiebel, eine reitende Stellung einnehmend. Die Situation war die denkbar unangenehmste, und auch das half mir nicht viel, daß sie mir einen Regenschirm hinaufwarfen, den ich öffnete. Es ist wohl wahr, daß ich nicht mehr naß wurde, aber ich rief eine überaus komische Wirkung hervor. Die Menschen blieben auf der Gasse stehen und gar bald begaffte ein ganzer Haufe den Gentleman, der in strömendem Regen mit umgehängter Tasche am Dachgiebel sitzt und einen Regenschirm über seinem Kopfe hält.

Die Kinder schrieen aus vollem Halse, meine Frau rang die Hände, die Mägde kicherten im Geheimen, die Schusterbuben aber riefen ihren Kameraden zu:

„Kommt her! Kommt her! Ein Narr sitzt auf dem Dache und hält einen aufgespannten Schirm über seinem Kopfe!"

Diesem eben nicht angenehmen Zustande machte der Schutzmann ein Ende, der die Feuerwehr verständigte. Die Feuerwehr rückte mit Leitern und Rettungstüchern aus und befreite mich unter lauter Heiterkeit des Publikums aus meiner komischen Lage.

Anderen Tages hatten wir sechs Stück gefüllte Tauben zum Mittagessen, und damit hatte unsere Taubenzucht für immer ein Ende, und ich werde vielleicht nie mehr Taubenliebelei sehen und nie mehr Taubengirren hören.

Verschiedenes.

* **Boykottierung eines Zeitungsherausgebers.** Die Verwaltung des privaten Wasserwerks in dem nassauischen Badeorte Langenschwalbach stellte, nachdem von den Stadtverordneten der Ankauf des Wasserwerks beschlossen worden war, im August d. J. allen denen, welche das Wassergeld für den Monat August, das vertragsgemäß postnumerendo entrichtet werden mußte, „pränumerando" zu zahlen sich geweigert hatten, einfach das Wasser ab. Hierüber brachte der „Aarbote" in seiner Nummer vom 8. August ein „Eingesandt". Der Adjunkt des Wasserwerks, der vorzeitig Kenntnis von dem „Eingesandt" erhalten hatte, drohte der Redaktion mit sofortiger Wasserentziehung, falls die Sache veröffentlicht würde. Thatsächlich wurde dem Blatt, das sich durch die Drohung nicht einschüchtern ließ — es hatte übrigens seine Wasserabgaben für den betreffenden Monat im voraus entrichtet und auch seine sonstigen Verpflichtungen der Verwaltung des Wasserwerks gegenüber erfüllt — kurz vor Beginn des Druckes die Wasserleitung abgestellt. Da eine gütliche Auseinandersetzung nicht zu erzielen war, wurde die Leitung eigenmächtig geöffnet und in der nächsten Nummer des „Aarbote" berichtet, das späte Erscheinen der Nummer sei wiederum kurz vor dem Druck durch das Abstellen des Wassers durch die Verwaltung des Wasserwerks verursacht worden. Von dem Verleger des Blattes wurde nun gerichtliche Entscheidung beantragt. Durch einstweilige Verfügung entschied das Amtsgericht dahin, das Wasserwerk habe dem „Aarbote" das Wasser wie jedem anderen Abnehmer ungehindert zu liefern, jegliche Zuwiderhandlung würde mit einer Geldstrafe von 100 M. geahndet werden.

* **Björnson als Anwalt.** Aus Kopenhagen wird geschrieben: Der Dichter Björnson hat sich einer Sache angenommen, die in ganz Skandinavien das größte Aufsehen erregt. In Christiania ist ein Mann Namens Thorwald Sletten, der beschuldigt ist, seine Pflegemutter getötet zu haben, zum Tode verurteilt worden. Direkte Beweise für seine Schuld hat man nicht aufbringen können, und er selber hat fortwährend seine Unschuld beteuert. Von allen Seiten wird er als ein braver und ruhiger Mann geschildert, der nicht imstande sei, ein Verbrechen zu begehen. Ueber hundert Personen haben erklärt, daß sie von seiner Unschuld fest überzeugt seien. Nun hat Björnson die Verteidigung des Unglücklichen übernommen und die Erklärung abgegeben, er werde nicht ruhen, bis nicht der Prozeß revidiert und der Unglückliche freigesprochen sei. Nach gründlicher Untersuchung der Akten sei er von der Unschuld Slettens überzeugt und er werde die Richter seines Vaterlandes verhindern, einen Justizmord zu begehen.

* **König Norodom**, von dem gegenwärtig aus Anlaß seines Sohnes, des Prinzen Inkanthor viel die Rede ist, besitzt eine ganz eigenartige Parade-Uniform, die er zum Empfange des Generalgouverneurs von Indo-China, der eigens nach Pnom-Penh kommt, anlegen dürfte. Der König von Cambodscha trägt bei feierlichen Anlässen den goldgestickten Waffenrock eines französischen Divisionsgenerals, den er von Napoleon III. zum Geschenk erhalten hatte. Da er offenbar keine zu diesem Prachtstück passende Hose hat, so trägt er überhaupt keine, beweist aber gleichzeitig, daß er auch ohne Unterhosen ein König bleibt, weshalb er seine Beine überhaupt nicht bekleidet. Dagegen trägt er an den Füßen rote Socken und Schnallschuhe. Als Kopfbedeckung dient ihm ein kleiner Filzhut, den ein Diamantknopf und ein roter Federbusch schmücken. Der Generalgouverneur Doumer, der bekanntlich zu Norodom kommt, um ihm wegen des Prinzen Inkanthor und der von diesem angezettelten Intrigue den Kopf zu waschen, dürfte bei dem Anblick des Königs entwaffnet sein.

* **Etwas von musikalischen Anstand** schreibt uns ein vielbeschäftigter Musikfreund. Eine ganze Reihe von Konservatorien, Musiklehrern und Lehrerinnen aller Art kündigen für den Beginn der Winterszeit ihre Dienste an und wir gönnen allen lebhaften Zulauf und Verdienst. Natürlich muß von den zahllosen Schülern und Schülerinnen fleißiges Ueben verlangt werden. Was aber dieses stundenlange Ueben, dieses ewige Wiederholen von Stücken mit meist denselben Fehlern und Tempowechseln für den anderweitig beschäftigten Menschen, besonders wenn er musikalisch empfindet, bedeutet, können sich die verehrten Musiklehrer am besten selbst ausmalen. Zur wahrhaft musikalischen Bildung gehört unseres Erachtens auch der musikalische Anstand, die Rücksicht auf den Nebenmenschen. Wir bitten deshalb die verehrten Musiklehrer und -Lehrerinnen, allen Zöglingen ernstlich und immer von neuem etwa Folgendes einzuschärfen (besser noch, als gedruckte Vorschrift mit nach Hause zu geben, bei Kindern zur Vorlage an die Eltern): 1. Jeder Musikausübende (jung und alt) soll, ob er Uebungen oder Stücke spielt, unter allen Umständen alle Ober- und Unterfenster des Zimmers schließen, und, wenn die Thüren des Zimmers offen bleiben, auch die Fenster des Nebenzimmers; Läden zu und Fenster auf genügt nicht. 2. Nach 8 Uhr abends sollten überhaupt nur Stücke und nur von Erwachsenen, die wirklich etwas können, gespielt und nicht geübt werden. In der Regel ist um 10 Uhr in Zimmern, die an den Nachbarn stoßen, mit der Musik aufzuhören. 3. Ein Klavier darf nie an die dem Nachbar zugekehrte Wand gestellt werden. Für Fingerübungen auf dem Klavier empfehlen wir nachdrücklich die Einführung der sogen. stummen Klaviatur. Wer Klavier und jahrelang Noten und Stunden bezahlen kann, kann auch hierfür noch die Kosten aufbringen (gemeinsamer Bezug durch alle Schüler eines Lehrers, oder Vermietung durch Lehrer oder Musikgeschäfte!) Bei jedem Konservatorium wird es aber künftig als „vornehme" Empfehlung gelten, wenn es den „Gebrauch von stummen Klaviaturen zu Hausübungen zur Bedingung macht und „musikalische Anstandslehre" ankündigt. Alle Wirtschaften und Gasthöfe mit Klavier sollten übrigens zum Fensterschließen ortspolizeilich angehalten werden. Jeder anständige Wirt kann schon von sich aus an seinem Klavier einen Zettel anbringen mit etwa folgender Aufschrift: Die Benutzung des Klaviers ist nur bei Zustimmung aller Anwesenden und bei Schließung aller Fenster des Zimmers gestattet.

Bücher und Zeitschriften.

* Hauffs Werke. Textabdruck der Illustrierten Pracht-Ausgabe, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Cäsar Flaischlen, der bekannte Litterarhistoriker, widmet den einzelnen Schriften Erläuterungen und giebt auch ein anschauliches Bild vom Leben und Wirken des Dichters, dessen Porträt mit der Namensschrift die Stirnseite zeigt. Die Ausstattung entspricht den Anforderungen, die man an eine billige Volksausgabe stellen darf.

* Im Verlag von Gebrüder Paetel-Berlin 1900 sind erschienen: Neun Essays von Karl Federn. — Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. — Dittersdorfiana von Karl Krebs.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.